

Zeitschrift:	Dissonanz : die neue schweizerische Musikzeitschrift = Dissonance : la nouvelle revue musicale suisse
Herausgeber:	Schweizerischer Tonkünstlerverein
Band:	- (1987)
Heft:	13
Rubrik:	Discussion = Diskussion

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ähnlich wie Bruder Felix in seinen Oratorien lehnt sich auch Fanny hier an das Vorbild der Bach'schen Passionen an: Rezitative, Ariosi, Chorsätze, kontrapunktische Durchdringung des musikalischen Ablaufs. Diese Formen sind jedoch hier nicht Mittel zur Darstellung eines zugespitzten dramatischen Geschehens, eines zum Menschheitssymbol überhöhten unerhörten historischen Augenblickes, sondern Fassade eines eher besinnlich-meditierenden Betrachtens über den ideellen Abfall des Volkes von Gott und die fromme Bemühung, aus der Sünde wieder herauszukommen – eine völlig internalisierte, nazareische Heilsgeschichte, die musikalisch weder den vorwärtstreibenden dramatischen Impuls der Passionen Bachs noch die repräsentative Wucht der grossen romantischen Oratorien eines Berlioz, Verdi oder Brahms evoziert. Wenn es Fanny Mendelssohn hier trotzdem gelingt, plastische Chorsätze und innig formulierte Arien zu entwerfen, so spricht das nicht so sehr für ihre oratorische Konzeption, die fragwürdig bleibt, sondern für ihr kompositorisches Geschick und ihre Imaginationskraft. Das macht auch die Bedeutung dieser ordentlich gelungenen Aufführung aus, die gegenüber den Oratorien des vom Elternhaus mehr geförderten Bruders ein sehr viel kürzeres und stringenter formuliertes Werk vorstellt.

Weniger erfreulich erscheint die Liederplatte. Mit vier kompletten Zyklen nach Gedichten von Heine, Goethe, Eichendorff, Rückert, Lenau und anderen kann sie zwar hohen Repertoirewert für sich beanspruchen, aber die Wiedergabe bleibt unbefriedigend. Allzu dünn und wenig flexibel in der Deklamation erscheint die Stimme der Sopranistin, und die Pianistin erhält nur selten die dankbare Gelegenheit, mehr als zuverlässige Begleitung zeigen zu können. Unter diesem Handicap leiden umso mehr die ganz andersgearteten Lieder von Alma Schindler-Mahler (wir möchten hier doch dafür plädieren, bei Komponistinnen grundsätzlich ihren Mädchennamen als ersten zu nennen). Mag bei den oft strophisch oder doch mit wiederkehrendem A-Teil gebauten Liedern von Fanny Mendelssohn eine gewisse Gleichförmigkeit noch vertretbar sein, so erfordern Almas chromatische, sensibel, ja manchmal nervös den Text ausdeutende Gesänge eine differenziertere, flexible und gelegentlich auch rhapsodische Wiedergabe. Hier ist die Amerikanerin Katherine Ciesinski mit ihrer farbigen und nuancenreichen Stimme deutlich überlegen, etwa in der vom Geheimnisvollen zum Orgiastischen sich steigernden «Waldseligkeit» (nach Richard Dehmel). Dennoch gelingt es der bemühten Sopranistin und der einfühlsamen Pianistin, die insgesamt 14 zu Lebzeiten Alma Schindler-Mahlers veröffentlichten Lieder zu einer Interesse weckenden Darstellung zu bringen. Sie halten sich dabei übrigens an die Reihenfolge der Neuausgabe (1984 bei der Universal Edition unter der Nr. 18016 erschienen, mit einem Vorwort von

Herta Blaukopf), die allerdings nicht chronologisch ist. Dass es sich bei Noten und Platte aber um «sämtliche Lieder» Almas handelt, ist ein Irrtum. Es gibt im Manuskript noch eine Reihe weiterer Gesänge, darunter «Mütterlieder» nach Rainer Maria Rilke (1981 in New York uraufgeführt), und es wäre dringend geboten, den Nachlass baldmöglichst zu sichten und zu sichern. Diese Gesänge gehören aufgrund ihrer Originalität und ihres ungemein avancierten Materialstandes (Harmonik, Textbehandlung, Melodieformulierung) ganz entschieden in den Umkreis Zemlinskys und der frühen Zweiten Wiener Schule.

Erfreuliches ist schliesslich über die A-cappella-Chöre Fanny Mendelssohns zu sagen, von denen ein Teil noch von ihr selbst im Jahre ihres Todes (1847) veröffentlicht worden war, unter dem Titel «Gartenlieder». Die feine Zeichnung und Farbgebung dieser Gesänge erfährt durch das Leonarda-Ensemble Köln eine saubere und gut proportionierte Wiedergabe in wohlabgestufter Dynamik und ausgezeichneter Textdeklamation.

Der Produzent hat weitere Veröffentlichungen aus der Komponistinnen-Szene angekündigt.

Hartmut Lück

Discussion Diskussion

Kein Brahms-Schüler

Betr. Albrecht Dümpling: *Der Komponist Artur Schnabel*, Dissonanz Nr. 12, S. 10ff.

Robert D. Abraham hat uns auf einen Fehler in diesem Artikel hingewiesen. Aus einer Stelle bei Saerchinger, wo von einem bärtigen Komponisten, bei dem Artur Schnabel studiert haben soll, die Rede ist, zog Albrecht Dümpling (S. 10) irrtümlicherweise den Schluss, es müsse sich um Johannes Brahms handeln. Zur daran anschliessenden Darstellung, Artur Schnabel habe dessen Theorieunterricht so trocken und pedantisch gefunden, dass er ihn nach wenigen Monaten aufgab, meint Robert D. Abraham: «Zwar konnte er sich bissig über Kollegen äussern – weder Huberman, Toscanini noch Bauer und Godowsky blieben da verschont –, aber allein seine Hochachtung vor einem Meister wie Brahms hätte es ihm verboten, so was zu sagen. Seine Kritik und Ironie richtete sich nämlich nicht zuletzt gegen sich selbst, und in einem solchen Fall hätte Artur jedermann offenherzig erzählt: Ich war damals zu klein und zu dumm, um den grossen Brahms zu ver-

stehen.» Diese Bescheidenheit und Unterordnung lag auch seinen Interpretationen zugrunde.»

Schnabel hat nie bei Brahms studiert, ist ihm jedoch verschiedentlich begegnet. Robert D. Abraham verweist dazu auf Schnabels «My Life & Music», worin die autobiographischen Vorträge enthalten sind, die Schnabel 1945 an der Universität von Chicago hielt. «Dort erzählt Artur ausführlich über sein Verhältnis zum damals noch lebenden Brahms, von den Spaziergängen im Wienerwald, von den Begegnungen bei Hauskonzerten, denen Brahms aus der Ferne eines Nebenzimmers zu lauschen pflegte, schliesslich vom grossen Erlebnis, als Brahms den Klavierpart in einem seiner Quartette übernahm.»

Red.

Schweigende Mehrheit – sprechende Minderheit

Gedanken zu einem nicht gleichlautenden Vortrag

Ein Referat, das Roy Oppenheim, Mitglied der Generaldirektion der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG / SSR) am 9. Mai 1987 an der Generalversammlung des Schweizerischen Tonkünstlervereins (STV / AMS) in Wetzikon gehalten hatte, gab Anstoss zu folgender kleinen Komposition:

1. Motive, mit spitzer Feder notiert (quasi Exposition)

«Ihr guten Leute, seid unbesorgt: Eure Anliegen sind bei uns in besten Händen» – so ungefähr tönt es, wenn ein Abgesandter unserer helvetischen Demokratie (oder einer ihrer Gremien) beim «Volk» zu Besuch ist – seien es nun murrende Landwirte, trotzige Transporteure, oder eben: sich elitär gebärdende Tonkünstler. Herr Oppenheim verstand seine sorgfältig in deutsch und französisch redigierte Rede ebenso: als Beschwichtigung. Zu harsch waren die geistreichen, allerdings schon bejahrten, doch nicht verjährteten Polemiken etwa von Hansjörg Pauli an der legendären Tagung «Elektronische Medien und Musik» vom 10. Oktober 1981 in Fribourg (nachzulesen in der verflossenen «Schweizerischen Musikzeitung»), oder un längst, und wohl fundiert, von Dominique Rosset in «Dissonanz / Dissonance» vom Februar 1987 gewesen. Dass Medienschaffende selber ein Pamphlet wider die «Zerstreuung» durch die Medien geschaffen haben (gemeint ist «Babylon» mit seiner Startnummer vom Mai 1987) hat Herr Oppenheim allerdings verschwiegen. Dazu wäre in seiner dreiviertelstündigen «Sendung», die erst aufmerksam lauschende, dann immer schlaftriger werdende Tonkünstler vorfand – einige gaben der Hitze im Saal die Schuld – auch keine Zeit gewesen, weil das Referat vollgepackt war mit Prozentzahlen, insbesondere von Hörerbefragungen. Der Eindruck, die SRG erteile ihre immer spärlicher werdenden Aufträge

nicht mehr wie üblich an Kulturschaffende, sondern vornehmlich an Publikumsforscher — die Gegenprobe misslang — war schwer zu verdrängen. Auch scheint es, dass die heutigen Programmschmiede der SRG wohl quantitativ sich bestens dokumentieren können, aber an Qualität, trotz manch verbalem Bekenntnis, nicht eigens interessiert sind. Im Anschluss an Roy Oppenheims Rede meldeten einige STV-Mitglieder in knappen Worten ihren Widerspruch an. Jean Balissat, der Präsident des Tonkünstlervereins, versprach darauf, die Diskussion mit den Medienverantwortlichen weiterzuführen, «nicht so sehr mittels gewerkschaftlicher Forderungen, sondern differenziert formulierter Anliegen». Ein schönes Wort: Balsam ins Ohr derjenigen, die Skepsis und Besorgnis um unser Radio erfüllt, und zu denen sich auch der Schreibende dieser Zeilen zählt.

2. Märchenerzählungen (statt einer Durchführung)

Nun, hier wurde uns einmal mehr die Mär von der schweigenden Mehrheit erzählt, die eben nicht weiteres verlange als ihre dritte Sendekette mit Plätscher- und Rockmusik und genormter Information. Das Lied ist alt und verbraucht. Auch entwürdigt solche Praxis fähige Radiomitarbeiter (dass es die gibt, ist eine Tatsache, die Hörern niemals, wohl aber Hörerumfragen entgehen kann) zu Disc-Jockeys. Der Hinweis, dass solche Berieselung als «Kulturauftrag» im Sinne des Gesetzes zu verstehen sei, hat etwas Menschenverachtendes an sich. Weder bei unbedarften noch bei kritischen Hörern wird solche Argumentation verfangen. Aber sie ist auch gar nicht für Hörer gedacht: Sie sind blos die Leidtragenden solcher Programmpolitik, ob sie es schon spüren oder noch nicht. Die Verstepfung unserer schweizerischen Hörlandschaft — mit kleinen, noch sorgsam gehüteten Oasen drin — ist schon weit fortgeschritten.

An trefflicher, meist akribischer Grundlagenforschung über den Rundfunk und seine Hörer hat es uns ja nie gemangelt. Dass aber heute Radiohörer, gleich welchen intellektuellen Kalibers ihr Medium allermeist nur schlafend oder im satten Dämmerzustand wahrnehmen (ich wäre erfreut über substantielle Gegenargumente!), ist bedenklich. Wer hier nach schneller Abhilfe ruft, verkennt, dass der heutige Zustand unseres offiziellen Radios nicht über Nacht so geworden ist: die Schritte dazu sind schon vor Jahren und in aller Öffentlichkeit vollzogen worden.

3. Wer spricht zu wem? (Rekapitulation mit einigen neuen Motiven)

Dies meine Prämisse: Jede Kommunikation, unter welchen humanen oder humanoiden Gruppierungen auch immer sie stattfindet, besteht im Wesentlichen darin, dass Individuen Impulse geben und andere Impulse empfan-

gen. Je besser sich die Gegenüber kennen, desto gehaltvoller wird auch der Mitteilungsfluss nach beiden Seiten hin sein — gesetzt der Fall, man habe sich etwas mitzuteilen (ich möchte hier meinen Lesern nahelegen, dass ich nicht von «Hörprozenten» noch von «Sendestunden» gesprochen habe; auch bitte ich darum, das tatsächliche Mitteilungspotential unserer schweizerischen Gesellschaft nicht am gegenwärtigen Bild unserer elektronischen Medien zu messen!). Der Schlüssel zu einem guten Radioprogramm liegt tatsächlich im Kennenlernen des Publikums. Doch hier hilft weder eine handgestrickte noch eine ausgetüftelte Hörerbefragung — hier braucht es persönliches Engagement und ein Sensorium für die echten Bedürfnisse der Hörer — seien sie auch noch so unartikuliert. Unweit unserer Landesgrenzen gibt es einen (illegalen) Privatsender, Radio Dreyecksland in der Gegend um Freiburg im Breisgau, der mit seinen Sendungen über «Musik nach 1945» den Kulturauftrag akkurater und offenbar mit grösserem Echo wahrnimmt als die öffentlich-rechtlichen Medien. Dies sehe ich als ein Indiz, dass die Bedürfnisse der Hörer nicht so bescheiden und abgeflacht sind, wie oft behauptet wird. Unsere Medienverantwortlichen wollen nur zögernd anerkennen, dass es auch in der zunehmend pluralistischen Schweiz engagierte und fähige Minderheiten gibt. Oder würde sonst Herr Oppenheim in seiner obenerwähnten Rede abschätzigt über «minoritäre, ja minoritärste Gruppen» sprechen? Sind wir denn nicht ein Volk, das auf seine Minderheitentradiot stolz ist und solchen Stolz auch in seiner Verfassung und verschiedenen gesellschaftlichen Bräuchen verankert hat? — Das traurige Los einiger unserer Lokalradios (nebst anderer Minderheiten) zeigt uns aber, wie weit die Praxis noch solchen Idealisierungen hinansteht.

4. Modulation und kühner Schwenk (Coda solemnis)

Ich bin nicht für Bestrafung, und möchte auch unser Volk das Radio nicht wünschen, das es in einer Schläfrigkeit verdient hat. Wie immer in Zeiten der Ratlosigkeit wird nach Utopien gerufen: kaum sind sie jedoch ausgemalt, werden sie auch schon heruntergehandelt — was sie nicht entehrt. Meine Utopie, zu diesem Anlass entworfen, sieht so aus: Die Rundfunkarbeit wird umfassend als eine Erziehung der Sinne begriffen, und solches Tun wird auch auf höchster Ebene ermutigt und gefördert. Den Minderheiten wird gezeigt, wie sie ihre Anliegen differenziert artikulieren können. Die Hörer entdecken das Radio neu als Sprachrohr ihrer Sorgen und Nöte, aber auch Bedürfnisse und Freuden. Dann wird das laute Geplärr und das dumme Gesäusel, das man uns bislang als Sprache der so genannten schweigenden Mehrheit verkauft hat, bald einmal einer vielbelächelten Vergangenheit angehören.

Jean-Jacques Dünki

Resultate der Umfrage

Der letzten Ausgabe der «Dissonanz» lag ein Fragebogen bei, mit welchem Herausgeber und Redaktion die Meinung der LeserInnen zu dieser Zeitschrift erfahren wollten. Bis Anfang Juli trafen 132 ausgefüllte Fragebogen ein, wovon 79 von Mitgliedern des Tonkünstlervereins, 35 von Abonnenten, 14 von regelmässigen Käufern und 4 von gelegentlichen Käufern stammten. Von den 53 antwortenden Nichtmitgliedern sind 38 beruflich im Bereich der Musik tätig, davon üben 23 eine musikpädagogische Tätigkeit aus. 105 (Mitglieder: 61) Fragebogen sind in deutscher Sprache ausgefüllt worden, 27 (18) in französischer. 81% (Mitglieder: 72,5%) der Antwortenden sind intensive «Dissonanz»-LeserInnen: Sie geben an, entweder die Zeitschrift von A bis Z oder viele Artikel zu lesen.

Die Auswertung dieser Fragebogen ergibt folgende Resultate (die in Klammern gesetzten Prozentzahlen beziehen sich auf die Mitglieder des Tonkünstlervereins):

Die Qualität der Zeitschrift wird überwiegend positiv beurteilt. Am besten schneidet dabei die fachliche Qualität ab: sie wird von 91% (85%) als «sehr gut» oder «gut» eingestuft. Die sprachliche Qualität erreicht eine positive Bewertung («sehr gut» oder «gut») von 81% (77%), die Aufmachung und grafische Gestaltung noch von 73% (66%).

69% (60%) der Antwortenden finden die Haltung der Autoren im allgemeinen weder zu kritisch noch zu unkritisch («gerade recht»), nur 9% (15%) finden «Dissonanz» eher zu kritisch, den übrigen ist sie eher zu unkritisch.

Das Schweizer Musikschaffen wird nach Ansicht von 82% (74%) in hohem Masse oder ausreichend berücksichtigt. Die Vielfalt des Musikschaaffens kommt für 71% (56%) stark oder genügend zum Ausdruck. Die Antworten auf die Frage nach der Berücksichtigung einzelner Bereiche wie Analyse, Musiktheorie, Konzertberichte usw. lassen nur im Falle der Kulturpolitik ein Defizit erkennen: 49% (53%) finden, dass darüber zu wenig oder viel zu wenig geschrieben wird. Im Falle der Berichte über Radio und Fernsehen lauten die entsprechenden Zahlen 37% (46%); Konzertberichte sind nach Ansicht von 34% (50%) untervertreten. Alle übrigen Bereiche werden mit grosser Mehrheit als genügend berücksichtigt eingestuft; eine zu starke Vertretung wird nur ganz vereinzelt moniert.

93% (88%) finden es gut, dass es eine Zeitschrift wie «Dissonanz» gibt. Nur 4 Mitglieder antworten hier mit «nein», 5 finden es weder gut noch schlecht. Kein